

6. Exkurs I: Traditionelle Arbeiterviertel vs. Trabantenstädte/Großwohnsiedlungen

Benachteiligte Stadtteile, wie wir sie bereits in Grone, Kassel und Grünau gesehen haben, sind nicht nur Großsiedlungen am Rande der Stadt, sondern finden sich auch als innerstädtische Altbauquartiere in ehemaligen Arbeitervierteln wieder. Aus diesem Grund haben wir in Kassel den Stadtteil Wesertor als Beispiel für eines dieser Altbauquartiere untersucht. Ihm steht im direkten innerstädtischen Vergleich das Kasseler Quartier Brückenhof als so genannte Großwohnsiedlung gegenüber; im weiteren Blickwinkel auch die anderen beiden Großwohnsiedlungen in Leipzig Grünau und Göttingen Grone.

Was die Bedeutung von Quartieren und Stadtteilen betrifft, so können sie für ihre Bewohner Ressource wie auch sozialer Erfahrungsraum sein. Die wichtigsten Ressourcen sind in erster Linie soziale Netze und institutionelle Angebote innerhalb des Viertels, auf die gerade die eher marginalisierten Bewohner angewiesen sind. Wichtig ist aber vor allem die soziale Zusammensetzung und funktionale Ausrichtung des Stadtteils: Städtische Altbauquartiere, die Wohnort, Handel und Gewerbe in sich vereinen, bieten Bewohnern in der Regel den Vorteil, eine gelegentliche oder feste Beschäftigung direkt vor Ort zu finden. Die jüngeren, überwiegend als Wohngebiete konzipierten monofunktionalen Großsiedlungen an den Stadträndern hingegen geben in ihrer Ausstattung ganz spezifische Lebensbedingungen vor.¹ Häufig erscheint die soziale Bindung insbesondere der nicht-

1 Vgl. Kronauer, Martin; Vogel, Berthold: Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt. Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte?

erwerbstätigen Bewohner der randständigen Quartiere an ihr Viertel größer, was zu einer besonderen Angewiesenheit auf die infrastrukturelle Ausstattung führt.²

Inwiefern sich möglicherweise diese oder weitere Spezifika einer traditionellen Arbeitersiedlung im innerstädtischen Bereich (Kassel-Wesertor) von denen einer Großsiedlung in der städtischen Peripherie (Kassel-Brückenhof, Leipzig-Grünau, Göttingen-Grone) unterscheiden und auf die Gruppe der sozial Benachteiligten und die dortige moderne Bürgergesellschaft auswirken, soll im Folgenden beleuchtet werden.

6.1 MONOFUNKTIONALE QUARTIERE – SOZIALE NETZWERKE ALS RESSOURCE

Brückenhof ist mit seiner baulichen Struktur ein monofunktionales Wohnquartier, das Mitte der 1960er Jahre und Ende der 1970er Jahre als Sozialwohnungssiedlung am Rande von Kassels Innenstadt gebaut wurde. In den 1980er Jahren wandelte sich die Sozialstruktur durch Arbeitslosigkeit und den verstärkten Zuzug von Migranten deutlich. Ab Mitte der 1990er Jahre begannen sich im Quartier komplexe Problemlagen herauszubilden: Jugendbanden, vermüllte Außenräume, Vandalismus und zahlungsunfähige Mieter ließen den Ruf von Brückenhof schlechter werden.³

Deutlich werden Aspekte des negativen Bildes der Stadtteile an der räumlichen Enge. Es scheint, als ob das Leben in den häufig funktionalistisch geplanten Stadtteilen geradezu ein Bedürfnis nach Anonymität provoziert. Der Wunsch, den Alltag „vor der Tür“ zu lassen, wurde von den Teilnehmern in verschiedenen Fokusgruppen häufig bereits als Antwort auf die Frage geäußert, was aus ihrer Sicht einen „guten Tag“ ausmache. Im Gegensatz zum städtebaulichen Leitbild, das die räumliche Trennung von Wohnung, Arbeit,

in: Häußermann, Hartmut et al. (Hrsg.): *An den Rändern der Städte*, Frankfurt a.M. 2004, S. 235-257, hier S. 235ff.

2 Vgl. Neef, Reiner; Keim, Rolf: *Wir sind keine Sozialen. Marginalisierung und Ressourcen in deutschen und französischen Problemvierteln*, Konstanz 2007, S. 111.

3 Vgl. ebd., S. 118f.

Erholung und Verkehr vorsah,⁴ findet man in Brückenhof Handel und Gewerbe nur in Form eines Ladenzentrums, welches durch den Bau eines neuen Einkaufsgebietes am Rand der Siedlung halb leer steht.⁵

In der Tat bietet der Brückenhof, typischerweise für die monofunktionalen Quartiere, kaum Beschäftigungsmöglichkeiten innerhalb des Viertels. Problematisch erscheint daher insbesondere die Tatsache, dass die Ressource sozialer Netzwerke, die als informelle Kanäle besonders bei der Arbeitsuche eine wichtige Rolle spielen, in dieser Hinsicht in Brückenhof wenig Wirkung entfalten kann. Dennoch erscheinen die sozialen Netzwerke in diesem Viertel, vor allem im Migrationsmilieu, außerordentlich intakt. Solche Netzwerke können gerade in benachteiligten Stadtvierteln eine stützende Funktion besitzen. Keim und Neef weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die „Art und Intensität der Sozialbeziehungen [...] die materielle Lage der Haushalte [beeinflussen], [...] über soziale Isolierung [entscheiden] und [...] eine Voraussetzung für gegenseitige Hilfen sowie [...] Zugang zu informellen Tätigkeiten der Bewohnerinnen und Bewohner [sind]“.⁶

Vor allem in Brückenhof erschien es besonders bei den Migrant*innen auffällig, dass sie selbst und ihre ganze Verwandtschaft oft in der Nähe und/oder ebenfalls in Brückenhof wohnen. Eine Frau mit russischem Migrationshintergrund erklärt die verwandtschaftlichen Dimensionen ihrer Familie und warum sie in der Siedlung wohnt:

„... eine richtig große Familie. Mein Vater hat hier vier Brüder, eine Schwester und von den ganzen Onkels die Kinder, das ist also eine ganz große Familie. [...] Wir wollten hier also in Brückenhof bleiben, weil unsere ganze Verwandtschaft hier [ist] und Freunde und jetzt auch Praxis, Arbeit auch hier [sind].“

Auf die Frage, ob es in ihrem Haus eine Art Nachbarschaftshilfe gäbe, die sie in Anspruch nehmen würde, reagiert die Frau zurückhaltend:

-
- 4 Vgl. Der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau: *Städtebaulicher Bericht Neubausiedlungen der 60er und 70er Jahre. Probleme und Lösungswege*, Bonn [u.a.] 1988, S. 38.
 - 5 Vgl. Neef; Keim: *Wir sind keine Sozialen*, S. 118f.
 - 6 Keim, Rolf; Neef, Rainer: Ressourcen für das Leben im Problemquartier, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 39 (2000) 10/11, S. 30-39, hier S. 34.

„Ich weiß nicht, vielleicht rufe ich lieber meine Schwester an.“

Familie ist hier demnach eines der wichtigsten sozialen Netzwerke für Migranten. Aber auch für Migranten ohne eine Familie in Brückenhof entsteht der Wunsch nach neuen sozialen Netzen, um sozialer Isolierung zu entgegen. Hierbei ist auffällig, dass diese zuerst Kontakt zu Bewohnern mit nicht-deutscher Herkunft suchen, oft zu Bewohnern aus ihrem eigenen Herkunftsland:

„Als ich das erste Mal hier nach Deutschland kam, bin ich so zufällig auf diesen Ausländerbeirat gestoßen. Als Ausländer hab ich Gesprächspartner gesucht, und da hab ich so einen Ausländerbeirat gefunden und dadurch diese Kommunikation entwickelt und bin mit dabei.“

Allerdings können die vorhandenen Netzwerke, seien es familiäre oder ethnische, den Kontakt zu Bewohnern anderer Ethnien hemmen:

„Wir sind in der Klasse 27 und da sind drei Russen, wir sitzen zusammen, eine ganze Reihe Türkische, das ist die beste Gemeinschaft, und hinten sind Deutsche.“

Demnach kann die bereits vorhandene soziale Zusammensetzung in Brückenhof auch ein Hemmnis für die Aktivierung und Beteiligung sowie auch für die Vernetzung zwischen den Bewohnern sein. Insgesamt jedoch erscheinen funktionsfähige Netzwerke im monofunktionalen Wohnquartier Brückenhof als eine bedeutsame Ressource für Aktivität und Engagement im Viertel. Jenseits der Orientierung an Erwerbsarbeit entfalten diese Netze eine breite Wirkung im Bereich der Nachbarschaftshilfe, der wechselseitigen Unterstützung und des Informationsaustauschs.

Damit wird der Befund Kronauers und Vogels um eine wichtige Perspektive ergänzt: Nicht nur jungen und alleinerziehenden Müttern bieten die sozialen Netze in den Großwohnsiedlungen wichtige soziale Netzwerkstrukturen an,⁷ sondern auch intakte – zum Teil aber ethnisch separierte – Netzwerke in migrantischen Milieus funktionieren dort, wobei gerade für die jungen Familienväter die Arbeitslosigkeit oft schwer wiegt. Diesen Be-

7 So die Ergebnisse ihrer Studie in Hamburg-Mümmelmannsberg, vgl. Kronauer; Vogel: Erfahrung und Bewältigung, hier S. 250ff.

fund bestätigt nicht nur die eritreische Gemeinde in Kassel-Brückenhof, sondern auch die libanesische in Göttingen-Grone.

Und selbst für das kaum migrantisch geprägte Leipzig-Grünau ließ sich feststellen, dass die Lebenszufriedenheit im Viertel vor allem in den Nachwendejahren rapide sank, als die relativ intakten Netzwerkstrukturen in den 1990er Jahren durch Fortzüge und Leerstände destabilisiert wurden.⁸ Insofern scheint eine hohe Bewohnerfluktuation in den netzwerkorientierten Großsiedlungen eine starke Gefährdung der zentralen Ressourcen zu sein.

6.2 INNERSTÄDTISCHE ALTBAUVIERTEL – AUSSTIEGSCHANCEN AUS DER ARBEITSLOSIGKEIT

Kassel-Wesertor ist mit seinen drei- bis sechsgeschossigen Wohnhäusern und wenigen Gründerzeithäusern kein reines Wohngebiet, sondern wird – wie bereits erwähnt – geprägt durch gemischt gewerblich genutzte Flächen sowie zum Teil brach liegende Bauflächen. Die multifunktionale Struktur des alten Arbeiterviertels Wesertor müsste als städtisches Quartier folglich mehr Möglichkeiten für die Bewohner bieten als eine Großwohnsiedlung wie Brückenhof.

Erneut ist auf die Thesen Kronauers und Vogels zu verweisen, die in Bezug auf das innerstädtische Problemviertel Hamburg/St. Pauli auf die Vorteile gerade für jüngere Männer aufmerksam machen. Während randstädtische Neubausiedlungen gerade jungen Müttern Optionen eröffneten, gereichten innerstädtische Quartiere eher Arbeitslosen zum Vorteil, weil sie dort eine „stadtteilbezogene Ökonomie“ für Gelegenheitsarbeiten und ein „schützendes Milieu“ aufgrund des biographischen Erwerbsverlaufs fanden.⁹

Auch in Wesertor ist eine solche gemischte Stadtteil-Ökonomie erkennbar. Handel und Gewerbe sind im Vergleich zu Brückenhof im kleinen Rahmen durchaus vorhanden. „Man sieht in diesen Läden, die es hier gibt,

8 Vgl. Kahl, Alice: *Erlebnis Plattenbau. Eine Langzeitstudie*, Opladen 2003, S. 119, 122.

9 Vgl. Kronauer; Vogel: Erfahrung und Bewältigung, S. 251ff.

überhaupt nie Leute, die hier wohnen.“ Damit ist jedoch auch auf das Problem verwiesen, dass durch die hohe Fluktuation der Geschäfte kaum stabilere Möglichkeiten der Beschäftigung geboten werden können.

Auffällig ist ferner, dass die befragten Bewohner aus Wesertor zwar durchaus Familie in Kassel haben, aber diese oft nicht in Wesertor wohnen. Demnach können diese Bewohner im Notfall nicht sofort auf die familiären Ressourcen zurückgreifen, wie es in Brückenhof der Fall zu sein scheint.

Fraglich ist, in welchem Maße die Sozialbeziehungen von Bekannten- und Freundeskreisen dieser Aufgabe nachkommen können. Hinzu kommt die bereits angesprochene Problematik der Vereinsamung bei denjenigen, die im Viertel zurückbleiben, während Teile ihrer Familien wegziehen. Vor allem ältere, alleinstehende Deutsche sind hier gefährdet.

Der Wegzug von typischen Aufsteigerbiographien ist äußerst virulent, denn die Alten bleiben zurück und werden immer weniger. Damit scheint die Ressource sozialer Netzwerke, die noch in Brückenhof eine wichtige Rolle spielte, in Wesertor durch eine erhöhte Bewohnerfluktuation in stärkerem Maße außer Kraft gesetzt.

Generell scheint nicht nur die Fluktuation öffentlicher Räume, sondern auch, ganz konkret, die der Bevölkerung das Zusammenleben in gemischten Vierteln wie Kassel-Wesertor eher zu erschweren.

„Da sind auch viele Studenten, [die] ziehen dann lieber woanders hin. Und darin sehe ich halt ein Problem, so dass irgendwann mal nur das Schwache da ist und ich denke, das muss ja alles gemischt sein. Ich denke, alles gehört ja zum Leben dazu, also das Chaos sowie die Reinheit. Und diese Trennung finde ich schon eine große Schwierigkeit.“

Zur Etablierung fester sozialer Netzwerke – oder einfach nur von Nachbarschaftsverhältnissen – wäre eigentlich eine gewisse Konstanz der Wohnsituation entscheidend, die gerade im sozial gemischten Viertel Kassel-Wesertor häufig nicht gegeben ist. Im Gegenteil: Ein ständiger Zu- und Wegzug aus dem Viertel (zum Beispiel von Studenten) beeinflusst das Zusammenleben negativ, weil sich keine wirklichen Kontakte auf Dauer etablieren können. Hier berichten die Teilnehmer, dass Studenten ihren Lebensmittelpunkt kaum im Viertel haben und eher am Rande wahrgenommen werden, oder aber schnellstmöglich wieder wegziehen.

„Es wohnen hier auch viele Studenten, aber die haben mit dem Viertel nichts zu tun. Wie die Herrschaften vorher gesagt haben: ‚Die kommen und gehen!‘ Und die schließen Freundschaften unter sich und nicht mit den anderen. [...] Aber es sind viele da, so ist das nicht.“

„Das größte Problem, die größte Schwierigkeit finde ich – zum Beispiel bei mir im Haus habe ich das sehr oft erlebt –, dass auch viele Studenten sagen: ‚Man sieht hier sehr viel Elend und das ist sehr anstrengend‘, und aus diesen Gründen ziehen sie dann lieber woanders hin.“

Hier erscheint es von besonderer Bedeutung, ein dicht geknüpft Netzwerk an Institutionen bereitzustellen, um eine soziale Isolation zu verhindern. Immer wieder war jedoch in diesem Zusammenhang von den Bewohnern des Wesertors zu hören, dass kaum institutionelle Angebote in ihrem Stadtteil bestünden oder sie selten von Angeboten Kenntnisse hätten, aber der Wunsch danach bestehe:

„Ich habe im Internet geguckt, leider ich hab nichts gefunden.“

„Überleg doch mal wirklich, warum machen sie’s? Sie wissen mit sich nichts anzufangen. [...] Bei irgendwelchen Angeboten, da musst du halt mal wirklich investieren, wenn du wirklich die Leute von der Straße haben willst; wenn du wirklich was erreichen willst, musst du in die Menschen investieren.“

„Kann man hier irgendwie was machen, wenn man was machen möchte? Wie ist das hier?“, wurde gefragt. Die Antworten fielen ernüchternd aus:

„Es ist schlecht hier. [...] Es gibt so etwas für Ältere; die gehen Kaffee trinken in einer Gruppe, die fahren mit dem Bus weg.“

„Für alte Leute wird hier unheimlich wenig gemacht.“

Institutionelle Ansätze konnten im Jahr 2008 mit der Einrichtung eines Stadtteilmanagements geschaffen werden. Doch befindet sich dieses noch in einer Etablierungsphase. Die Angebote des Stadtteilmanagements in Brückenhof sind heute hingegen vielfältiger und besser bekannt.

Schließlich ist noch auf die Wohnzufriedenheit in beiden Quartieren zu verweisen, die sich anhand unterschiedlicher Faktoren manifestiert: In Brückenhof scheinen die positiven bzw. zurückhaltenden Nachbarschaftsstrukturen ein entscheidendes Moment der Zufriedenheit darzustellen, während in Wesertor die Nähe zur Stadt positiv erwähnt, Gewalt und Kriminalität hingegen verstärkt wahrgenommen wird.

6.3 DURCHMISCHUNG VERSUS SOZIALE SEGREGATION

Es zeigt sich, dass das Ziel der sozialen Durchmischung von Vierteln zur Stärkung der Bürgergesellschaft kaum erreicht worden ist, da bestimmte Gruppen häufig doch segregiert bleiben. Zudem verhindert die hohe Fluktuation der nicht von Exklusion betroffenen Viertelbewohner eine mögliche gegenseitige Kontaktaufnahme und Aktivierung von bürgerschaftlichem Engagementpotential. Zu ähnlichen Erkenntnissen kam bereits die Studie von Beck und Perry über Soziale Segregation:

„Quartiere und soziale Räume sowie die Bindung zu ihnen wachsen oft nicht mehr in fester, dauerhafter, räumlicher Verwurzelung. [...] Diese Entwurzelung findet sich als Trend besonders stark in den modernen Milieus wieder. [...] Zu viel Bindung an das Quartier oder gar die Nachbarn ist hier weder ein Ziel noch ein Ideal. Man hält Distanz und macht sich damit auch ein gutes Stück unabhängig. Das Quartier verliert an Bedeutung, [...] wird zur austauschbaren Kulisse. Infrastruktur, soziale Zusammensetzung, Nachbarschaft, Wohnumfelder werden ersetzbar. Gesucht wird nicht ein Quartier, sondern ein Typ von Quartier. [...] Anders ist das vor allem im traditionellen Segment, bei Deutschen wie Migranten. Hier sucht man Verwurzelung, Vertrautheit mit Menschen und Umgebung, damit verbundene Verlässlichkeit, Berechenbarkeit, Stabilität, Geborgenheit und Heimatgefühl. [...] Der soziale Raum deckt sich stärker mit dem nahen räumlichen Umfeld. Man will auch deshalb oft im Quartier bleiben und harrt aus, selbst wenn Störfaktoren im Wohnumfeld zunehmen oder sich dessen Bewohnerstruktur im Sinne eines ‚Grading Down‘ sehr negativ entwickelt.“¹⁰

10 Beck, Sebastian; Perry, Thomas: Studie Soziale Segregation. Nebeneinander und Miteinander in der Stadtgesellschaft, in: *vhw FW*, (Juni-Juli 2008) 3, S. 115-122.

Eher liegt der Schluss nahe, dass im Rahmen der nachbarschaftlichen Hilfe die monofunktionalen Quartiere durch die Knüpfung enger sozialer Netze, auch durch die Ähnlichkeit der Problemlagen, eher geeignet sind, bürgergesellschaftliches Engagement hervorzubringen. Denn die Segregationstrends – das belegt auch die Studie von Beck und Perry – scheinen sich noch zu verstärken. Genauer: Die Zunahme an Mobilität und die weite Streuung sozialer Netzwerke nicht exkludierter Viertelbewohner verstärkt eher noch, wenn nicht die räumliche, so doch die soziale Entfernung vom Viertel, weshalb kaum mehr Verantwortung für dieses übernommen wird.

Hier scheint es sinnvoll – statt auf die Mittel- und Oberschichten in gemischten Quartieren zu setzen, die sich ohnehin über das Viertel hinweg orientieren –, auf mögliche Organisationsressourcen innerhalb des Viertels zurückzugreifen. Schichtähnliche „Viertelgestalter“¹¹, die das Quartier als Nahraum schätzen und eben nicht als austauschbare Kulisse wahrnehmen, sollten eine zentralere Rolle zugewiesen bekommen.

11 Vgl. Typ F in der Typologie der Viertelbewohner, Kap. 8.

